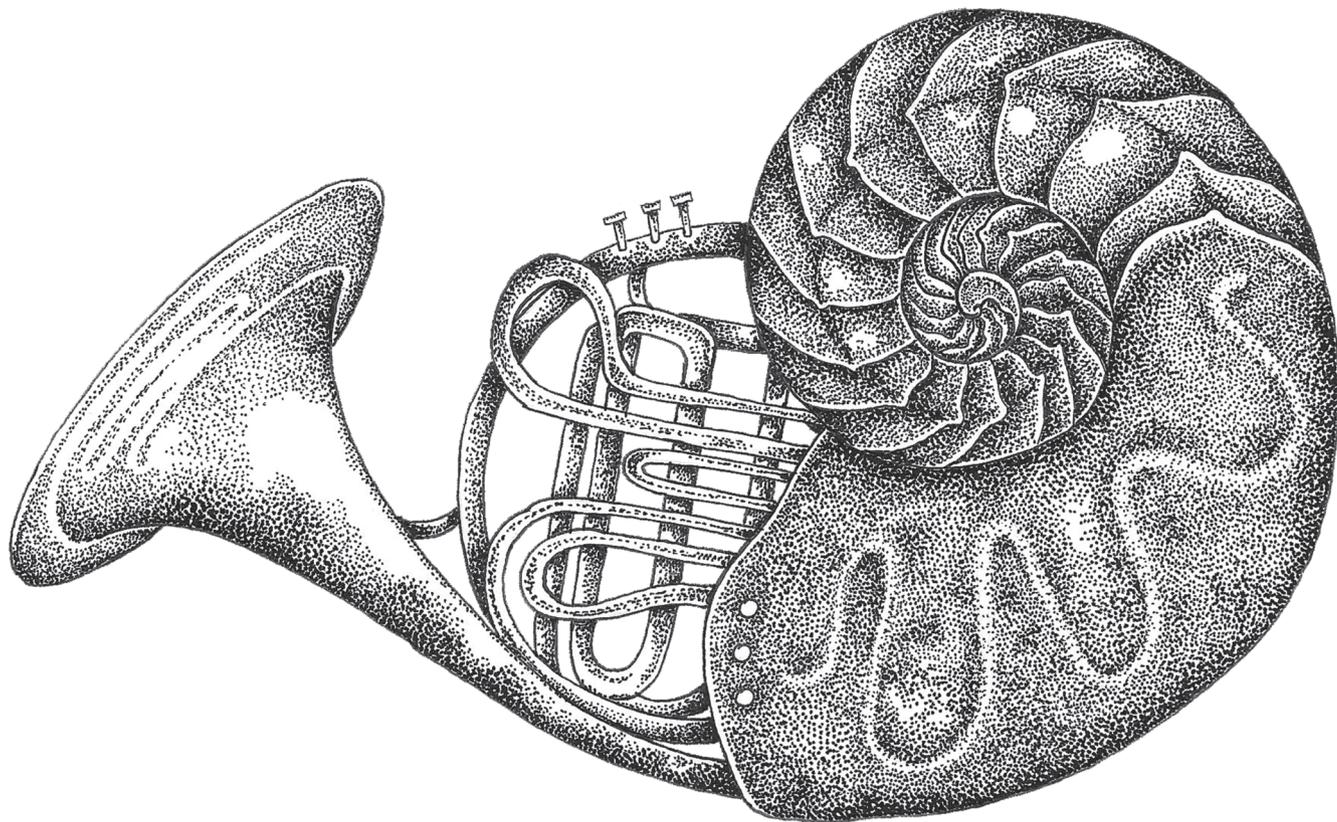


WALGESANG

Daniel Pain und Paul Katoe



WALGESANG

Eine Geschichte von Daniel Pain
mit Bildern von Paul Katoe



Impressum

© 2018 BALAENA Verlag Landsberg am Lech

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Layout & Satz: Nontira Kigle / www.nontirakigle.de

Bilder: Paul Katoe / www.paulkatoe.com

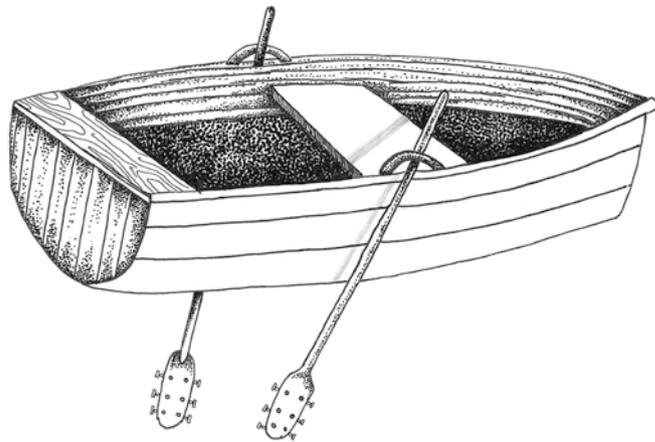
Fotos: Bruno Tenschert / 2teNaturManufaktur

Druck und Bindung: Rausch Druck, Augsburg

ISBN: 978-3-9812661-9-1

www.balaena.de

Für Juli, Hannes und Paula – *Daniel*



Direkt am Ozean lag das alte Fischerdorf Iona. Es bestand aus kaum mehr als einer Handvoll karminroter Hütten. Diese waren, zum Schutz vor der Flut, erhöht auf einer stabilen Konstruktion errichtet. Meeresalgen überwucherten die Stützpfeiler, an manchen Stellen kam stark nachgedunkeltes Holz zum Vorschein. Daran ließ sich unschwer erkennen, wie weit die Flut hier ihre Arme ausstrecken konnte.

Ansonsten beherrschte raue, unberührte Natur das Bild.

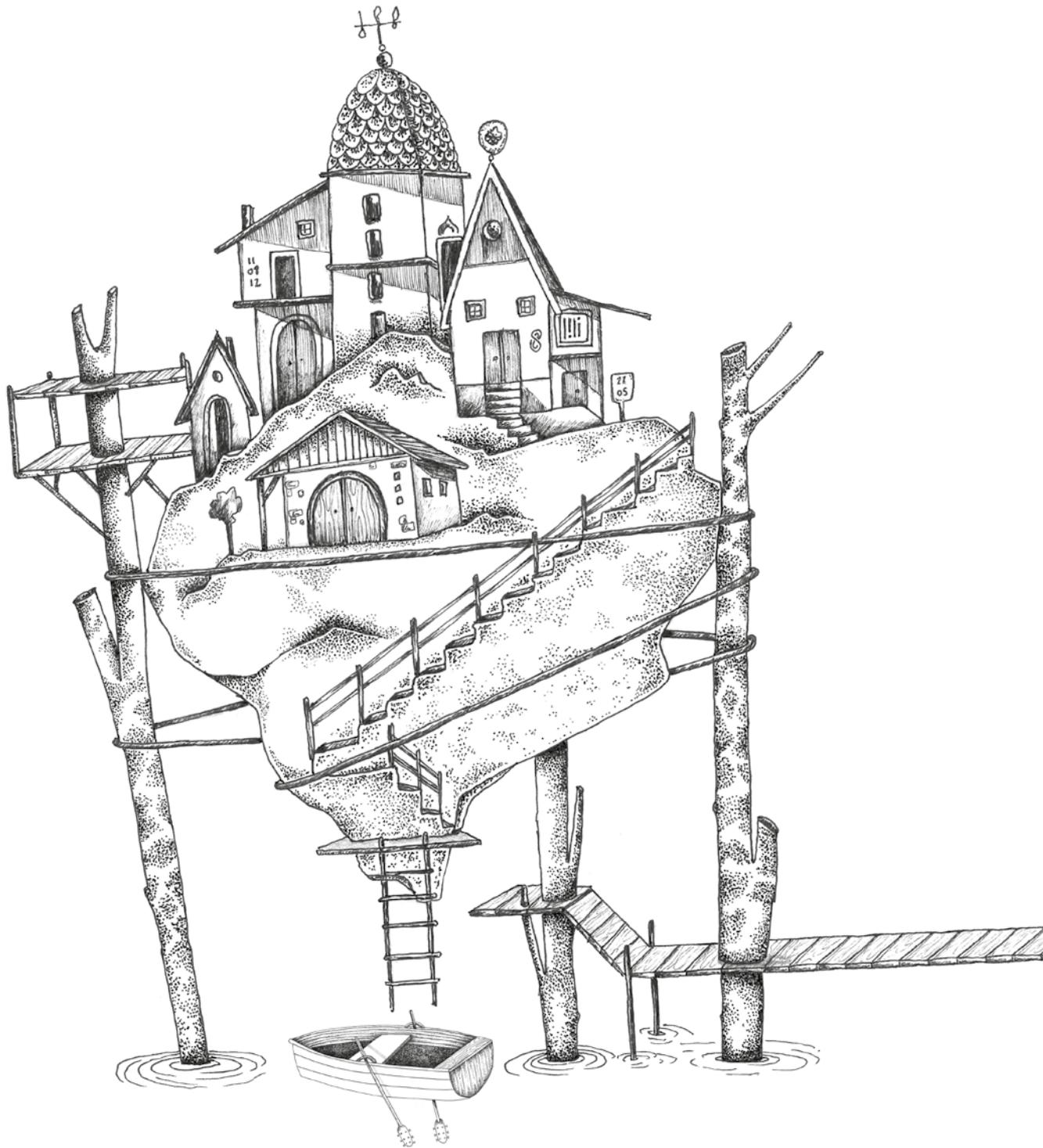
Ein Stück weiter hinten, im Rücken der kleinen Siedlung, stieg das Land plötzlich schroff zu einer Steilküste an. Oben auf den Klippen thronte stolz ein Leuchtturm, dem der Wind bereits einige Schindeln abgetrotzt hatte. Von dort aus bot sich ein herrlicher Ausblick auf die umliegende Küstenlandschaft und das Meer. Wasser, so weit das Auge reichte – bis zum Horizont und darüber hinaus.

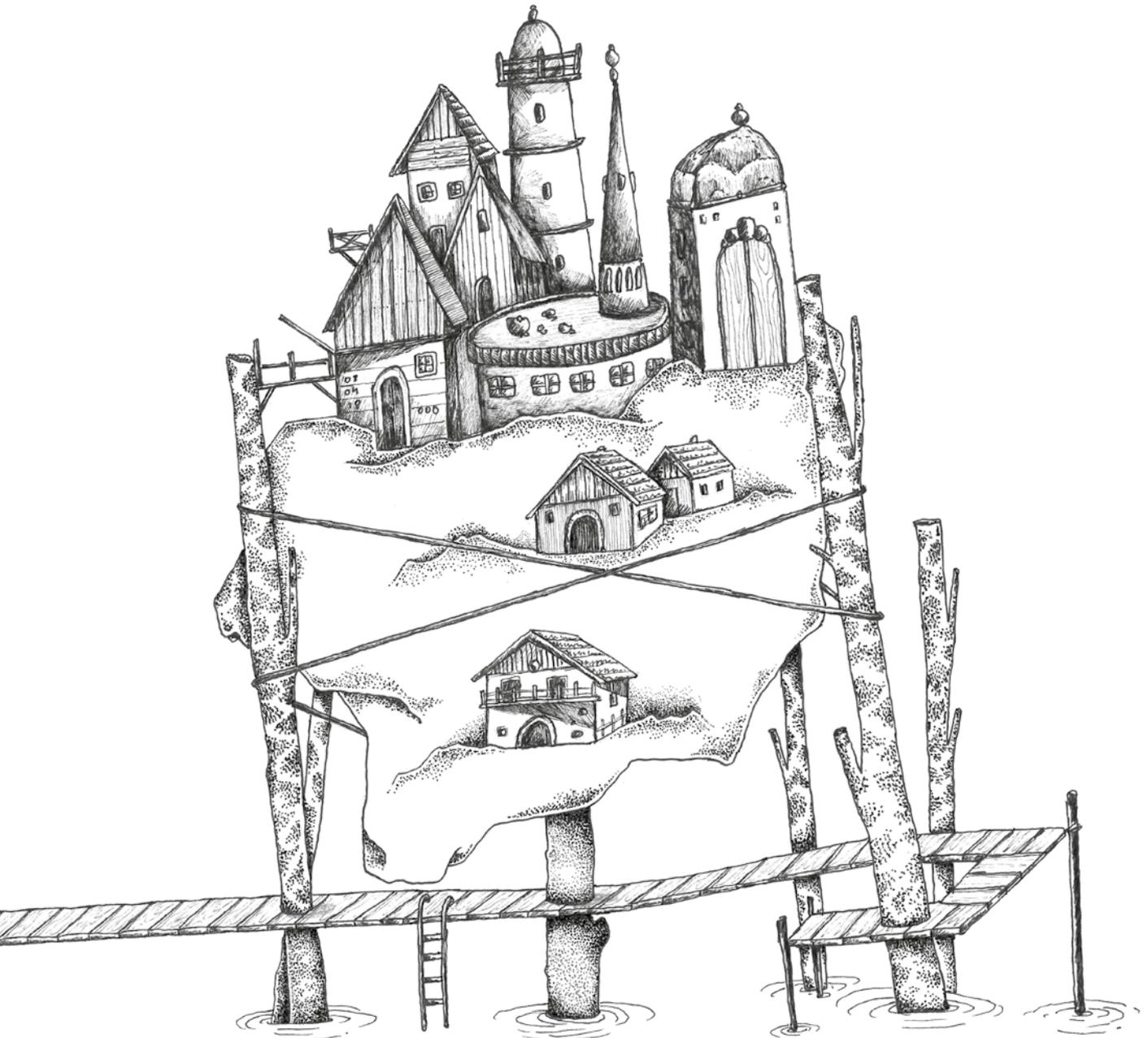
An diesem Morgen wirkte der Strand größer als sonst, es herrschte Ebbe.

Die Reste eines alten, verwitterten Landungsstegs ragten aus dem Watt. Nach und nach hatte er seinen trotzigem Kampf gegen die Gezeiten verloren und war nicht mehr erneuert worden.

Mittlerweile gab es in einer nahegelegenen Bucht einen weitaus größeren Schiffshafen für alle umliegenden Küstendörfer. Dort waren nun auch die Fischereien samt ihrer Fangflotten ansässig. Oder vielmehr: der klägliche Rest davon. Die mühsame Arbeit brachte immer weniger Erträge. Die meisten Menschen gaben deshalb ihr angestammtes Gewerbe auf und gingen fort in die Städte. Entlang des Küstenstreifens blieben verlassene Häuser und Lagerstätten zurück.

In Iona erinnerten an die aussterbende Tradition der Fischerei nur noch ein paar alte Holzboote. Einst hatte man ihnen stolze oder gar liebevolle Namen gegeben: „Neptun“, „Wilde Wilma“ und dergleichen mehr. Nun lagen sie alle träge im weißen Sand, teils mit Löchern im Bug, und warteten vergeblich auf bessere Zeiten.





Die letzten Nebel verzogen sich, es versprach ein sonniger Tag zu werden. Vom Meer her wehte eine leichte Brise. Kein Mensch war draußen zu sehen. Das sanft anschwellende Geräusch der ankommenden Wellen wurde lediglich unterbrochen von den vereinzelt, morgenhungrigen Rufen der Seevögel. Ein Hauch von maritimer Melancholie lag über der Bucht.

Doch etwas störte das ruhige Bild.

„Kiö-kiö-kiö!“

Die Schreie der Möwen wurden lauter und lauter. Mit einem Mal herrschte helle Aufregung.

„Kiö-kiö-kiö! Kiö-kiö-kiö!“

Flatternde Körper verdichteten sich zu einem Pulk. Im Sturzflug rissen einzelne Vögel aus dem Chaos aus. Wie Pfeile stießen sie hinab, zielsicher auf einen bestimmten Punkt am Brandungssaum gerichtet.

Etwas Großes, Graues lag da. Etwas, das ganz und gar nicht dort hingehörte.

Kapitän Seeth stand an Deck seines Schiffs „Fang“ und tat – nichts. Zumindest hatte es den Anschein, als ob er „nichts“ tat.

Genau genommen übte sich Seeth in etwas, was er insgeheim zu seinen größten Gaben zählte: dem Warten. Warten war für seine Begriffe nicht etwa irgendein passiver Zustand, sondern ein höchst aktives Unterfangen.

Er lehnte also an der Reling seines Schiffs, den Kopf mit den eisblauen Augen auf die kräftigen Arme gestützt. Aufmerksam musterte er den Horizont.

Graue Wellen kräuselten sich, es herrschte nur leichter Seegang. Hier und da frischte der Wind kurz auf.



Eine salzige Böe fegte über das Boot hinweg, Seeth sog die Luft tief ein. Seine Nase blähte sich merklich auf, als kalter Atem sie durchströmte. Nach all den Jahren hatte der Geruch nichts von seiner Faszination verloren. Das geliebte Prickeln stellte sich ein, wanderte weiter von der Nase in den Rachen. Mit der Zunge nahm er den rauen Geschmack der See am Gaumen wahr.

Nein, ich muss nicht nach dir suchen, dachte er.

Er bemerkte, wie sich langsam ein Gefühl in ihm ausbreitete, das er so sehnlich vermisst hatte: Zufriedenheit. Sie waren nicht gerade vom Glück verfolgt worden in letzter Zeit. Die vergangenen Tage und Wochen an Bord kamen ihm wieder in den Sinn. Die Mannschaft der „Fang“ war allmählich ungeduldig geworden. Er konnte den Vorwurf in ihren Augen ablesen: Warum lässt du nicht die Treibnetze zum Fischfang auswerfen? Doch das erhoffte Kommando blieb aus; er ordnete nichts dergleichen an.

Im Grunde konnte er sie sogar verstehen. Ihre Forderung war ein altbekannter Reflex. Vor zehn oder fünfzehn Jahren hätte er noch ähnlich reagiert wie sie. Nur waren sie auch heute noch, so wie er damals, insgeheim geleitet vom Bedürfnis nach Sicherheit: wenigstens mit irgendetwas nach Hause kommen!

Aber für ihn waren die mühsamen, ertragslosen Zeiten des Fischfangs vorbei. Ein für alle Mal. In bitteren Momenten der Erkenntnis hatte er die Not der Stunde in eine Gunst verwandelt. Er hatte gelernt, das kalkulierte Risiko zu lieben. Es war ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Nie hatte er diese Entscheidung bereut, sein ungeheurer Erfolg gab ihm recht.

Die steigende Spannung an Bord hatte bei ihm selbst das genaue Gegenteil ausgelöst. Er war immer ruhiger geworden, sein Plan war nun klarer denn je. Seine Männer fühlten das instinktiv. Niemand an Bord hätte es gewagt, ihn offen zu kritisieren oder gar anzugreifen. Dafür war der Mythos, der ihn schon zu Lebzeiten umgab, zu groß. Ja, er kannte die Geschichten, die man sich über ihn erzählte. Die meisten davon waren beileibe keine Übertreibung.

Das damit verbundene Los, in ihren Augen ein Held zu sein, bedeutete ihm jedoch nichts. Solange seine natürliche Autorität der Mannschaft in solch unsicheren Phasen aber Orientierung schenkte und ihm umständliche Erklärungen sparte, konnte ihm das nur recht sein. Er war kein Mann vieler Worte, er war ein Mann der Tat. Das allein speiste das Feuer, das in ihm brannte!

Um der Anspannung seiner Männer dennoch ein Ventil zu geben und sie auf ein für sie erträgliches Maß zu reduzieren, war er scheinbar aktiv geworden und hatte den Kurs der „Fang“ nordöstlich in Richtung Küste ändern – um nicht zu sagen: korrigieren! – lassen. Sie hatten eine Gegend erreicht, die in der Seekarte als „Flachwasser“ verzeichnet war. Die Bezeichnung trog; das Meer war auch an dieser Stelle noch ausreichend tief, um die Mission ihrer Fahrt zu erfüllen.

Die Kursänderung war ein Zugeständnis an seine Männer; ein kleines Zeichen der Ermutigung dafür, ihm noch weiter Vertrauenscredit zu gewähren und durchzuhalten. Zugegeben: Unerbittlich wie nie zehrte diese Fahrt an ihren Kräften. Die hohe See hatte sich in eine salzige Wüste verwandelt, die sie in ihrer monotonen Weite gefangen hielt. Und doch war er sicher: Was sie verfolgten, war nicht etwa ein Trugbild, das die flirrende Luft an den Horizont zeichnete.

„Bald werden wir belohnt“, murmelte der Kapitän leise. So, als wolle er dieses Geheimnis noch etwas für sich behalten.

Sein Blick schweifte weiter in die Ferne. Man konnte von ihrer jetzigen Position aus mit bloßem Auge schemenhaft das Festland erkennen. Nicht mehr lange, und sie würden dort hin zurückkehren – erfolgreich dorthin zurückkehren.

Die nächste, kräftige Böe strich über Kapitän Seeth hinweg. Wieder sog er die Luft gierig ein. Mit diesem Atemzug kam auf einmal Bewegung in seinen kräftigen Körper. Er machte einige Schritte zum Bug der „Fang“ hin. Eine untrügliche Ahnung wurde in ihm laut.



„Ich weiß, du bist ganz in der Nähe!“, rief er, den Blick wieder auf den Ozean hinaus gewandt. „Bald wirst du mich finden, ganz von selbst!“
Es war klar, dass seine Worte sich nicht an eine Person an Bord richteten.
Er hatte mit etwas Kontakt aufgenommen, das irgendwo da draußen im Wasser verborgen war. Unsichtbar – doch es war da.

Der richtige Zeitpunkt war gekommen. Der Kapitän vollzog sein Ritual.
Bedächtig stieg er zu seinem Lieblingsplatz an Bord, der eisernen Vorrichtung hinauf. Vor ihm lag das Herzstück des Schiffs: eine riesige Harpune. Er überprüfte die mächtige Waffe mit geübten Handgriffen, sein Blick fiel dabei auf eine Holztafel an der Brüstung.
Fast zärtlich strichen seine Finger über die Einkerbungen. Sie waren von Hand eingemeißelt, genau 142 an der Zahl. Nummer 143 würde bald folgen.
Er wurde beobachtet, darüber war er sich im Klaren. Gerade deswegen hatte er es nicht eilig. Seine Männer wussten, was es zu bedeuten hatte, ihn an diesem Ort des Schiffs zu sehen. Sie waren alarmiert, ohne dass er auch nur ein weiteres Wort sagen musste. Er liebte diese Form des stillen Kommandos. Wie bei einer gut geölten Maschine würde nun ein Rädchen in das andere greifen.

Dies war sein eigentliches Geheimnis: Er konnte warten, aber er wusste auch, wann es damit ein Ende hatte. Kapitän Seeth und die komplette Mannschaft des Harpunenboots „Fang“ waren bereit zur Jagd auf den nächsten Wal.
Die Hochsaison hatte gerade erst begonnen.